

Einrichtungen der Caritas als neue Gemeindeform

Verrückte Idee oder bildungsfähige Ressource?

Vorbei die Zeit, wo man kritisch anmerkte, die institutionalisierte Caritas habe die Gemeinden vor Ort ihrer diakonischen Aufgabe beraubt. Mehr erleichtert als zähneknirschend haben sich Seelsorger als auch Gemeindeglieder daran gewöhnt, dass die Caritas vor Ort vielen Nöten der Menschen zielführender begegnen kann, weil sie sich professionell aufstellt und kompetent handelt. Denn welches Pastoralteam und welcher Pfarrgemeinderat sind momentan nicht dankbar, wenn Arbeits- teilung Entlastung schafft und die Atemlosigkeit vermindert. Die Ortsgemeinde mit einer geschwächten diakonischen Funktion wird zum Normalfall.

Die Diskussion um das Verhältnis von kirchlicher Gemeinde zu ihrem diakonischen Auftrag könnte allerdings nunmehr einen Paradigmenwechsel vollziehen und sich in Zukunft völlig neu stellen: wenn sich nämlich die institutionalisierte Caritas mit ihrer Dienstgemeinschaft zu einem neuen und selbständigen Ort gemeindlichen Lebens entwickelt, sozusagen zur Caritas- gemeinde. Warum sollen jene Menschen, die einen großen Teil ihrer Lebenszeit im christlichen Dienst gemeinsam verbringen, nicht auch eine Form von kirchlicher Gemeinde bilden. Noch zugespitzter könnte man behaupten, dass diese Form der Arbeitsgemeinschaft eh schon de facto existiert, sie nur noch nicht grundlegend als pastorales Feld in den Blick genommen worden ist.

Traditionelle Orte der Entwicklung von Glaubensidentitäten

Die gewohnten Orte der Glaubensentwicklung sind nicht wirkungslos geworden, auch wenn sich Reichweite und Nachhaltigkeit verändert haben. In der Familie findet in den meisten Glaubensbiografien die Erstbegegnung mit der Frage nach Gott statt, werden (kirchliche) Rituale gepflegt, Glaubensinhalte besprochen oder in Frage gestellt, lässt sich die Brauchbarkeit der Grundpfeiler des Glaubens in der alltäglichen Lebensbewältigung erfahren. Hier ereignet sich das, was die Lernpsychologie grundsätzlich als Fermente allen Lernens identifiziert hat: Lernen an menschlichen Modellen inkarnierten Glaubens, inhaltliche Vermittlung von Glaubensfragen, Schaffung eines Milieus, in dem es soziale Bestätigung für eine christliche Lebensgestaltung gibt.¹ Neben der Familie übernehmen auch kirchliche Gemeinden mit all Ihren Angeboten für Kinder, Jugendliche und Erwachsene eine unterstützende Funktion in der Entwicklung von Glaubensidentitäten. Die klassischen Felder der Katechetik, des Religionsunterrichts und der außerschulischen Bildung haben nicht ausgedient, wohl aber an Unbedingtheit in ihrer Prägekraft verloren. Diese Beobachtung ist nicht einmal beklagenswert. Sie ist die zwingende Folge einer gewünschten und zutiefst sinnvollen Reform des Ziels religiöser Entwicklung: weg von einer vordringlichen Stabilisierung des kirchlichen Systems, hin zu einer Zuwendung zum Subjekt und seiner Lebensbewältigung mit dem menschenfreundlichen Gott Jesus Christi an der Seite. Der vielzitierte Anfang der Pastorkonstitution des letzten Konzils hat diese Wende vor nunmehr 50 Jahren programmatisch eingeleitet: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihrem Herzen seinen Widerhall fände“

(GS 1). Papst Franziskus beschreibt ähnlich, wie die „evangelisierende Gemeinde (...) die Menschheit in all ihren Vorgängen, so hart und langwierig sie auch sein mögen“, begleitet (EG 24). Die Gemeinde der Zukunft konzentriert sich damit offensichtlich an Orten, wo menschliches Leben in all seinen bunten wie grauen Ausfaltungen pulsiert.

Nun lässt sich diese Gemeindebildung von den eingangs bereits angedeuteten beiden Richtungen her denken: von einer pfarrlich festgelegten Gemeinde, die ihre innere Stabilität mehr aus den örtlichen Bezügen gewinnt und den Liebesdienst weniger als konstitutiven Bestandteil erlebt, oder von einer im realisierten Liebesdienst geeinten Dienstgemeinde, deren liturgische Identität eher vernachlässigt wird und für die bislang die organisierten pastoralen Begleitungsstrukturen fehlen. Wir behaupten hier zunächst einmal kess, weil ungewohnt, dass die organisierte Caritas die Gemeinschaft derjenigen sein kann, die die neue Entdeckungs-, Lern- und Verkündigungsgemeinde der Zukunft in einer säkularen Gesellschaft darstellt. Wenn sich hier tatsächlich Christusbegegnung ereignet, bedarf es für diese gemeinschaftsbildenden Formen einer völlig neuen, adäquaten pastoralen Strategiewicklung, wie sie bislang nur bezüglich der „Pfarrgemeinden“ hinlänglich und vielfältig diskutiert wird. Erste vorsichtige Optionen dazu sollen zum Weiterdenken animieren.

Die neue Caritasgemeinde

Die Orts Caritasverbände, die Fachverbände und großen caritativen Ordensträger beanspruchen mit der „Grundordnung des kirchlichen Dienstes im Rahmen kirchlicher Arbeitsverhältnisse“, eine andere Form der Arbeitsbeziehung herstellen zu können, als dies auf dem freien Markt üblich ist. Arbeit ist mehr als bloßer Broterwerb. Sie ist im erwünschten Fall Ausdruck der eigenen Person und ihrer Lebensberufung.

Daher soll die Grundordnung einen Gedanken fördern, der schon in der christlichen Urgemeinde zum Kennzeichen christlichen Lebens wurde: „Alle, die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam. Sie verkauften Hab und Gut und gaben davon allen, jedem so viel, wie er nötig hatte“ (Apg 2,44-45). Hier erscheint die Christengemeinde als solidarische Gemeinschaft, sogar als solidarisch im Menschsein an sich. Auch wenn die Apostelgeschichte keinen Hehl daraus macht, dass dieses Ideal zuweilen aus dem Blick geriet (vgl. Apg 6), so ließen die Christen nicht ab von der Vision eines gemeinschaftlichen Auftrags, sich in Gottes- und Nächstenliebe dem Wohlergehen der Menschen zu widmen. Die Grundordnung für den kirchlichen Dienst möchte bis heute mit jenen, die unter ihrem Dach arbeiten, eine „Dienstgemeinschaft“ herstellen, in der sich alle in ihrer Erwerbsarbeit in diesem gemeinsamen Ziel verbinden, wenngleich in verschiedenen Rollen und Aufgaben. „Kirchliche Einrichtungen dienen dem Sendungsauftrag der Kirche. Daraus ergibt sich, dass alle Gestaltungsformen des kirchlichen Dienstes, auch die arbeitsrechtlichen Beziehungen zwischen den kirchlichen Anstellungsträgern und ihren Beschäftigten, dem religiösen Charakter des kirchlichen Auftrags entsprechen müssen“ (GO 8).

Man mag diese Vorstellung von einer Dienstgemeinschaft, in der sich alle Beteiligten der gemeinsamen Vision aus eigener Motivation verpflichtet fühlen, als all zu idealistisch oder überholt abwerten. Einer empirischen Befragung der Mitarbeitenden würde die Überprüfung der Idealvorstellung vermutlich kaum in ihrer Gesamtheit standhalten. Doch die denkbaren Konsequenzen aus dieser Hypothese sind vielfältig:

1. Als erste Möglichkeit könnte das althergebrachte biblische Bild der Dienstgemeinschaft als Ideologie enttarnt und in der Folge aufgegeben werden zu-

gunsten einer vermeintlich modernen Formulierung des Arbeitsverhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Damit würde unter Umständen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, weil eine profilierte Idee der Mühsal ihrer Umsetzung zu opfern wäre.

2. Eine andere und mancherorts durchaus bekannte Möglichkeit könnte die autoritative Durchsetzung der Idee von Dienstgemeinschaft sein, indem religiöse Praxis, persönliche Lebensführung und eigene Glaubenshaltung gefordert, kontrolliert und bei Abweichungen sanktioniert werden. Zwangsmaßnahmen erweisen sich aber nur selten als förderlich für eine Unternehmenskultur und führen verstärkt zu einem Klima der Unwahrhaftigkeit, im Ergebnis aber weniger zu den erwünschten Anpassungsleistungen, erst recht nicht mit intrinsischer Kraft.
3. Als letzte – und hier durchaus favorisierte – Möglichkeit wäre die Arbeitsgemeinschaft trotz der Verschiedenartigkeit der Motive als eine große Ressource zu betrachten, weil alle letztendlich verbunden sind in ihrer Sorge um das Wohl der Menschen und der mehr oder weniger expliziten Suche nach dem Grund und Ziel des Lebens, der im Gott Jesu Christi erahnt werden kann. Dann könnte die Qualität dieser Dienstgemeinschaft darin bestehen, dass sie sich gemeinsam auf den Weg macht, die göttliche Gegenwart im Leben zu identifizieren, nicht mehr als missionarische Vermittlungsorganisation christlichen Glaubens, sondern als rollenübergreifende Lerngemeinschaft christlichen Lebens. Die Subjekte jener „Lerngemeinschaft“ sowie die Bedarfe der ihnen im Arbeitsfeld begegnenden Menschen (Klienten, Bewohner, Patienten, Gäste, Angehörige, usw.) bedürfen dann hinsichtlich einer pastoralen Begleitung der vertieften Aufmerksamkeit mit einer „zuhörenden“ Sensibilität.²

Bildung als Ermächtigung zum Lernprozess des Glaubens

Diese pastorale Aufmerksamkeit beginnt mit der Erkenntnis: Der Dienst für den Anderen schenkt vielfältige Lebenserfahrungen, die zum Auslöser für Lernprozesse im eigenen Leben wie in der organisierten Caritas werden. Zum einen bedarf es der ständigen qualitativen Optimierung, um adäquate Hilfe leisten zu können. Zum anderen stellen sich in den caritativen Begegnungen immer neue Sinnfragen, die zumeist von den Klienten ausgehen und die Helfenden berühren: sei es im Anblick von Schicksal, Ausgrenzung, Ungerechtigkeit, Leiden und Sterben, sei es als Frage nach Gerechtigkeit hinsichtlich von Lebenschancen oder auch im Erleben von geglückter Intervention und unerwartetem Lebensmut. Diese Sinnfragen sind nicht nur in der Arbeit an die Mitarbeitenden gerichtete „Provokationen“, sondern zugleich Anlass der spirituellen Selbstreflexion. In der Sprache der Hilfsbedürftigen heißt dies: Warum ich? Welchen Sinn hat diese medizinische Behandlung? Warum hilft mir keiner? Oder es sind Aussagen von Entmutigung: Ich kann nicht mehr und bin des Lebens müde, wo ist denn (dieser) Gott? Hier stellt sich die Gottesfrage in ihrer tiefsten existentiellen Bedeutsamkeit.

Eine „Überweisung“ an die Seelsorge käme einem Abtauchen aus der caritativen Beziehung gleich, wäre geradezu christlich „unprofessionell“. Es hieße letztlich, die Beratung und Hilfeleistung nur noch sinntleert anzubieten und den letzten Fragen auszuweichen. Dies aber verbietet sich, denn schon in der Wahl eines konfessionellen Trägers entsteht das Versprechen, dass die helfende Beziehung durch den Mitarbeitenden vom Glauben und der daraus motivierten Fachlichkeit um des Nächsten willen getragen ist. Die häufige Klage in der Caritas, es fehle an fachlich versierten Seelsorgerinnen und Seelsorgern, bestätigt eben diesen Bedarf nach Sinndeutung und religionswissenschaftlicher sowie theologischer Durchdringung, um eine „christlich professionelle Hilfe“ anbieten zu können.³

In säkularen Zeiten braucht es als Teil von christlicher Professionalisierung eine stärkere Ermächtigung in Glaubensfragen. Wie gelingt aber die Ermächtigung zu einer authentischen Selbstauskunft aus dem Glauben? So vielfältig wie die Berufe in der Caritas und ihre Aufträge sind, so vielfältig sind die religiösen Erfahrungen, Fragen und Problemstellungen. Sie benötigen situative sowie erfahrungs- und fachbezogene Deutung und Reflexion. Der in der Profilierungsdebatte oft gehörte Ruf nach Glaubenskursen vermittelt lediglich *eine* Defizitperspektive mit der Unterstellung, Mitarbeitende seien im Glauben nicht hinreichend gebildet. Verkannt wird, dass es eines lebenslangen Bildungsprozesses im Glauben bedarf – gleich ob Ortsgemeinde oder Caritasgemeinde – und der Glaube kein zu lernender Wissensbestand ist, der womöglich in seiner Hochform dann nur Bildungseliten vorbehalten bleibt. Der Glaube ist ein lebenspraktischer Aneignungsprozess, der sich narrativ aus biblischen, kommunikativen und persönlichen Erfahrungen in der Zwiesprache mit dem Heiligen entwickelt und sich durch Anreicherung aus Erkenntnissen der Tradition der Kirche weiter entfaltet. Es ist ein vielschichtiger und vielfältiger diskursiver Prozess, der eben nicht linear verläuft, sondern Phasen der Nähe und Distanz zum Glauben und zu Gott selbst kennt und im Ergebnis offen bleibt. Es ist ein nicht endender Freiheitsakt der immer neuen Entschiedenheit. Nicht nur in der Caritas benötigen Mitarbeitende der Kirche kontinuierliche Kommunikationsformen über die Bedeutung des Glaubens im konkreten Hilfehandeln, wengleich diese Perspektive hier besonders ausgeführt werden soll.

Es ist Jesus selbst, der den caritativen Begegnungen sakramentalen, also göttlichen Erschließungscharakter zuspricht. In der geringsten Schwester und dem geringsten Bruder zeigt sich Christus selbst (vgl. Mt 25). Dieser spirituelle Reichtum der caritativen Begegnungen wurde lange Zeit verkannt bzw. liturgisch nicht gewürdigt. Dabei bildet diese ursakramentale Quali-

tät der Caritas den theologischen Grund, warum Mitarbeitende geradezu ein Recht auf die Reflexion ihrer Tätigkeiten und der darin anwesenden Begegnungsqualität haben. Mitarbeitende bleiben in ihrer caritativen Tätigkeit nicht religiös unberührt, sondern sind geradezu erfahrungskompetent hinsichtlich der Gegenwartsweise Gottes im Nächsten. Somit braucht es entdeckende Kommunikationsprozesse, um der vielgestaltigen sakramentalen Wirklichkeit Gottes in den Begegnungen bewusst zu werden. Im Ergebnis entsteht eine Dienstgemeinschaft, deren „Mitarbeitende“ gerade in säkularen Kontexten eine neue Kommunikationsfähigkeit im Glauben entwickeln, da sie ihre Identität mitten im Beruf aus der dort zu entdeckenden Erfahrungswirklichkeit Gottes entfalten. Diese Wirklichkeit Gottes existiert auf Grund der Zusage Jesu, in der Caritas gegenwärtig zu sein, jenseits kirchlicher Vorgaben und Loyalitätsanforderungen.

Wer wollte einem solchen Prozess der Bewusstwerdung in einer Caritasgemeinschaft aber die Qualität von Gemeindebildung im Glauben absprechen?

Ein anstoßendes Fazit

Wenn Gemeinde definiert ist als Glaubensgemeinschaft (Communio) in der Nachfolge Jesu, die sich durch die Gestaltwerdung seiner Reichgottesbotschaft bildet, sich um sein Wort versammelt, es miteinander lebenspraktisch deutet und seine Gegenwart sakramental feiert, dann wird man einzelnen caritativen Orten entsprechend ihrer christlichen Kultur als Altenpflegeheim, als Krankenhaus, als Arbeitsloseninitiative oder als Hospiz diesen Status zusprechen können. Wer dieser Einschätzung zustimmt, wird auch über ein sich neu profilierendes Amtsverständnis nachdenken müssen, das nicht eine Gemeinde begründet, sondern sich als Dienst an eben jener versteht.⁴ Ohne Frage verlangt diese Sicht von caritativen Einrichtungen und Initiativen als mögliche Entwicklungsorte von Gemeinde

nicht zuallererst entsprechende liturgische Vollzüge, sondern als Ermöglichungsgrund ein neues, in der Organisation grundgelegtes spirituelles Kommunikations- und Bildungsgeschehen.

Gefordert ist somit eine Perspektivität der Ermöglichung durch begleitende Bildungsprozesse, die die caritative Tätigkeit als Lernfeld des Christlichen in den Blick nehmen und würdigen. Die zunächst eher spontanen beruflichen Erfahrungen benötigen ergänzende Reflexionsformate im Arbeitsprozess und formelle Lernformen, die als Fort- und Weiterbildungen bzw. als integrative Bildungsinhalte zu gestalten sind. Bildung zielt dabei auf Mündigkeit hinsichtlich der Deutungstraditionen und auf Kompetenzerwerb in Bezug auf die berufliche Tätigkeit.

Als *biografische Vertiefung* intendiert sie die Reflexion der eigenen Motive und Entwicklungen, die zur beruflichen Verortung geführt haben und diese aktuell speisen. Als *fachliche Bildung* fragt sie nach den religiösen Bedürfnissen der Klienten, Bewohner, Patienten und Gäste und prüft adäquate Interventionen. Als *professionsbildende Positionierung* profiliert sie das berufliche Ethos in der Suche nach der Balance von klientenbezogener Fachlichkeit, trägerspezifischem Auftrag und persönlicher Werthaltung. Den Träger begleitet sie in der *Entwicklung einer Unternehmenskultur*, die die Bedürfnisse der Mitarbeitenden und der Klienten in den Blick nimmt und aus der diakonischen Sendung heraus aufzufangen sucht.⁵

Die Offenheit des Bildungsprozesses schützt vor falschen Überhöhungen bei der konfessionellen Identifikation. Sie ersetzt zu enge Loyalitätsanforderungen, die die Gebrochenheit des Lebens allzu schnell ignorieren, durch Formen der christlichen Identitätsbildung, die im Modus der Personalpflege statt der Personalauslese dem Anspruch des christlichen Glaubens als Angebot zu einem sinnerfüllten Leben entsprechen. Unter diesen Voraussetzungen wird Glaube nicht einfach als vorgegebene

Wirklichkeit gelernt, vielmehr als Wirklichkeit gemeinsam entdeckt. Erst ein solcher kommunikativer Lernprozess trägt der säkularen Wirklichkeit unser Gesellschaft, der jeweiligen religiösen Kompetenzentwicklung vieler hochmotivierter Mitarbeitenden Rechnung und ermöglicht diesen eine nachhaltige, selbst „erarbeitete“ Erfahrung von christlicher Lebensberufung.

Caritaseinrichtungen – ein Lernfeld der Gemeindebildung

Die christliche Bewegung der Caritas ist nicht nur kirchliches Auftragshandeln in der Nachfolge, sondern selbst Suchbewegung nach Jesus Christus und seiner Gegenwart unter den Widrigkeiten des Lebens.⁶ Caritaseinrichtungen bzw. ihre Praxis sind selbst ausgewiesene Orte der Gottesbegegnung⁷, die fraglos ein erschließendes kommunikatives Bildungsgeschehen benötigen, um Gottes Plan und seine Nähe zu entdecken. Leitungskräfte der Caritas sind zukünftig stärker gefordert, die Vielfältigkeit religiöser Bildungsprozesse bereits praktisch existierender Caritasgemeinden zu initiieren und zu fördern.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Bernhard Grom, Religionspsychologie. München-Göttingen 1992.

² Papst Franziskus, Evangelii Gaudium 182.

³ Vgl. Die Deutschen Bischöfe Nr. 98, Das katholische Profil caritativer Dienste und Einrichtungen in der pluralen Gesellschaft, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, 28. April 2014, S. 29f.

⁴ Vgl. Evangelii gaudium 24.

⁵ Zum hier vertretenen Ansatz religiöser Bildung in der Caritas siehe: Religiöse Bildung als Frage der christlichen Organisationskultur. Eine Handreichung, Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln e. V., 2013.

⁶ Vgl. Enzyklika Lumen Fidei, Papst Franziskus an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die Gottgeweihten Personen und an alle Christgläubigen über den Glauben, Nr. 17.

⁷ Berufen zur Caritas S. 8.